

Wir haben den Nerv

Die Aktien eines fast wertlosen Bankrelikts aus der Nachkriegszeit sorgten für ein ebenso aufwendiges wie skurrielles Spekulationsgeschäft.

Fünfzehn Jahre lang wartete Hermann D. Krages in seiner Exil-Villa in der Via Giacometti des Schweizer Steuersparrefugiums Chur auf den Tag der Rache. Jetzt hält ihn der größte Aktienspekulant der deutschen Nachkriegszeit für gekommen: Die Dresdner Bank soll bluten.

Vor genau 15 Jahren, im Herbst 1962, hatten die Bosse des zweitgrößten deutschen Geldkonzerns mit einem umstrittenen Börsenmanöver dem ehemaligen Bremer Holzkaufmann zwei auf Pump zusammengekaufte Aktienpakete am Essener Kohlekonzern GBAG (Krages-Anteil: rund 21 Prozent) sowie an der Industrieholding Chemieverwaltung (25 Prozent) für etwa 116 Millionen Mark weit unter Wert abgejagt.

Entnervt zog sich der gescheiterte Spekulant in den Schweizer Asyl-Kanton Graubünden zurück, in den sich auch die steuer-scheuen Sachs-Brüder abgesetzt haben. Ohnmächtig registrierte der Emigrant, wie sein ehemaliger Industriebe-sitz wenige Jahre später bei den neuen Eigentümern mit mehr als einer Viertelmilliarde zu Buche schlug.

Um so hartnäckiger konzentrierte sich Multimillionär Krages auf eine verwundbare Stelle der Dresdner Bank. Er kaufte heimlich, über eine Liechtensteiner Briefkasten-adresse, alle erreichbaren Aktien jener Bank, die zwar ebenfalls den Namen der Dresdner führt, als Relikt des Dritten Reiches aber lediglich Altgeschäfte abwickelt.

Die „Geisterbank“ (Börsenjargon) war 1952 als Restinstitut übriggeblieben, nachdem die alte Dresdner auf Befehl der Alliierten entflochten und in drei westdeutsche Regionalbanken gesplittet wurde. Auch als die drei Nachfolgeinstitute fünf Jahre später unter altem Namen mit Sitz in Frankfurt wiedervereinigt wurden, blieb die Berliner Reichsadresse mit eigenem Abwicklungspersonal und separatem Aktionärsstamm bestehen.

Mit einer Mannschaft von derzeit sieben Angestellten verwaltet die Schatten-Dresdner (amtlicher Zusatz „ruhende Altbank“) von einer Büroetage in der Uhlandstraße 9 vor allem das Altvermögen des Reichsinstituts in der heutigen DDR und in den früheren

deutschen Ostgebieten. Dividende haben die Aktionäre der Ostbank bis heute nicht gesehen.

Auf lukrative Ausschüttungen kam es Krages auch gar nicht an. Er hat andere Pläne — und die erfuhren die Dresdner Bankiers Ende Oktober, als sich der Wahlschweizer auf der Berliner Hauptversammlung der Altbank über seinen deutschen Anwalt Hans-Jörg Gözl zu erkennen gab. Krages konnte ein Paket Altbank-Aktien vorweisen, das bereits 25 Prozent des Kapitals ausmacht.

Noch auf diesem Enthüllungstreffen votierte Gözl mit Krages' Stimpf-paket für einen Antrag anderer Opponenten, die gerne beide Dresdner verschmolzen sehen wollten. Die Altbank-Aktionäre wollten drei ihrer Papiere gegen eine Aktie der Frankfurter Großbank eintauschen.

Der Handel hätte sich für Krages gelohnt: Seine teilweise noch zu Discountkursen von 2,50 Mark eingesammelten Papiere hätten dann einen Börsenwert von etwa 75 Mark erreicht.

Nur mit Mühe gelang es den Neudresdnern vom Main, mit ihrem knapp 40prozentigen Anteil an der Schattenbank und den Depotstimmen ihrer



Spekulations-Objekt Altaktie: Gezielte Lästigkeit

Kunden den Krages-Vorschlag niederzustimmen.

Im Gegenzug holten die Frankfurter zu einem Konter gegen ihren Erzfeind aus, der am Ende sie selber traf: Um das durch Krages ausgelöste Börsenfieber (Kursplus seit der Hauptversammlung vom Oktober: über 300 Prozent) einzudämmen, verkauften sie aus ihrem Eigenbesitz und aus Kundendepots über dreißigtausend der jeweils auf „einhundert Reichsmark“ lautenden Altpapiere.

Auch flankierende Baisse-Parolen, wie „die vermögenslose Altbank könnte in eine Fusion nur Hoffnungswerte einbringen“ (Dresdner-Bank-Chefsyndikus Theodor Heinsius), konnten Krages nicht beeindruckten. Unverdrossen fing er die abgestoßenen Altaktien (Börsensprache „Restquoten“) ab und erhöhte seinen Paketbesitz auf fast 28 Prozent.

Um nicht noch einmal eine Abstimmungsschlappe hinnehmen zu müssen, verbündete sich der gewiefte Börsen-Spekulant mit 40 deutschen Mitopponenten zu einem Stimpfpool von rund 43 Prozent. Schon heute könnte der Krages-Klub mit diesem Paket die Dresdner überstimmen.

Die nächste Kraftprobe ist denn auch bereits angesagt. Die Gruppe Krages will die Vorsteher der Berliner Altbank zwingen, schon im Januar ein neues Aktionärs-Treffen einzuberufen.

Krages-Anwalt Gözl und der rheinische Wirtschaftsberater Heinz Saerberg als Anführer der anderen Oppositionellen wollen es dann wissen: Am vergan-



Börsen-Spekulant Krages Rache nach 15 Jahren

genen Dienstagabend vereinbarten sie im Hambacher Schloß-Hotel, die noch von der (neuen) Dresdner Bank bestellten Altbank-Chefs Adolf Schäfer sowie Rolf Diel, im Hauptberuf Topmanager der Frankfurter Nachfolgebank, mit der „Suche nach neuen Möglichkeiten zur Wiederaufnahme des Bankgeschäftes“ zu beauftragen.

Schon formulierten die Vertreter der Alt-Aktionäre neue Bankstatuten. Unternehmenszweck der Altbank soll laut Punkt 2 der für das Januar-Treffen vorgesehenen Tagesordnung nichts weniger als der „Betrieb von Bankgeschäften und Vermögensverwaltung aller Art“ sein.

Um die Dresdner weiter in die Defensive zu drücken, wollen die Restquoten-Sammler bis zur nächsten Hauptversammlung ihren Poolbesitz auf über 50 Prozent aufstocken. Saerberg letzte Woche: „Der Krages kauft jetzt alles, was er kriegen kann.“

Die Mehrheit in der Altbank-Hauptversammlung brächte Krages und Co. auch einem anderen Ziel näher: Sie könnten die von der West-Dresdner ge-

stellten Altbank-Aufsichtsräte und -Vorstände abberufen und mit Personen ihres Vertrauens eine „permanente Lästigkeitspolitik“ (Saerberg) gegen die Bankbosse vom Main betreiben.

Als zusätzlichen Börsenbluff offeriert Krages-Anwalt Gölz den Neudresdnern „zwei besonders interessante Aktienpakete im Werte von 30 Millionen Mark“ im Tausch gegen den 40prozentigen Altbankbesitz der Frankfurter.

Dieser Posten allerdings steht nicht zur Disposition. Die Chefs der Dresdner Bank beschlossen, den Anteil an der Geisterbank, die den Namen ihres Instituts trägt, in keinem Fall aus der Hand zu geben: „Im Ernstfall lassen wir sogar sechs Aktionärsversammlungen im Jahr über uns ergehen“, meint Chesyndikus Heinsius, „dazu haben wir den Nerv.“

BRAUCHTUM

Gesicherte Lage

Die Hannoveraner ließen sich vom Bund eine gesetzwidrige Gewohnheit genehmigen: das gleichzeitige Trinken aus zwei bis drei Gläsern.

Man nehme ein kleines Glas dunkles Dünnbier sowie ein Gläschen Weizenkorn in ein und dieselbe Hand, fasse das Bierglas mit Daumen und Zeigefinger, das Schnapsglas zwischen Mittel- und Ringfinger und gieße sich den Inhalt beider Gläser zur selben Zeit so in den Mund, daß sich beim Trinken Bier und Korn vermischen.

Gelingt das, dann sprechen die Hannoveraner von einer „Lüttjen Lage“. Klappt es nicht, dann geht's daneben wie jüngst beim hannoverschen Bundesminister Egon Franke, der sich, mit zwei Korn zum Bier, sogar in der „Drillings-Lage“ versuchte, aber sich nur die Krawatte vollmachte.

Frankes Saufaus im Bonner Bundeshausrestaurant war eine Demonstration zur Rettung niedersächsischen Brauchtums. Denn Gefahr drohte der doppelstöckigen Stammtischsitte von einer Schankgefäß-Verordnung, die vor sechs Jahren in Bonn erlassen wurde: Für Klaren ist darin ein Mindestmaß von zwei Zentilitern vorgeschrieben — doppelt soviel wie beim hannoverschen Zuguß gebräuchlich.

Wann jene Ahnen gelebt haben, die einst den lüttjen Schluck ersannen, weiß in Hannover niemand mehr. Selbst im Stadtarchiv findet sich als älteste Überlieferung nur ein um die letzte Jahrhundertwende entstandenes Lied des hannoverschen Heimatdichters Fritz Thörner: „Packt mich des Todes Macht und Grauen / gebt mir 'ne Lüttje Lage her; / den Röschhof** laßt mich

* Bundesminister Franke im Bonner Bundeshausrestaurant.

** Althannoversche Straße.

noch schauen, / sonst will ich von der Welt nichts mehr.“

Heute sind für den Verband Hannoverscher Schützenvereine ohne den traditionellen Doppeltrunk „Schützenfeste nicht mehr denkbar“. Doch gerade dort, in den Bierzelten auf dem hannoverschen Schützenplatz, braute sich diesen Sommer das Verhängnis zusammen: Auswärtige Gäste, mit dem Trinken nach Väterart nicht vertraut, vermißten den Eichstrich am Kornglas und glaubten sich behumpst.

Und die Einheimischen, durch die vorjährige Einheitspreiserhöhung um einen Groschen auf 80 Pfennig argwöhnisch geworden, murrten ebenfalls über vermeintlich zu knappe Schluckrationen. Kurzum, es hagelte Beschwerden bei der Industrie- und Handelskammer.

Eins kam zum anderen. Preußisch genau trat nun ein Berliner in Aktion, der, allenfalls an Mampe Halb- und Halb gewöhnt, dem hannoverschen Mischtrinken „nicht allzuviel abgewinnen kann“: Walter Albach, Eichdirektor beim Landesverwaltungsamt, schickte zack, zack seine Mitarbeiter zum Gläsermessen in die Kneipen. Denn, so Albach: „Nachdem die Sache einmal hochgespielt war, mußte eben was unternommen werden.“

Zwar paßte, wie sich schnell herausstellte, gut und gern das übliche Zentiliterrchen in die — von einer westfälischen Fabrik hergestellten — Lagen-Gläser. Doch aktenkundig wurde prompt der Verstoß gegen die Bonner Gefäßordnung. Das „Hannoversche Wochenblatt“ gab Alarm: „Wird die Lüttje Lage verboten?“

Alarmiert waren der Oberstadtdirektor, der zugunsten des „unverzichtbaren Elements hannoverschen Brauch-



Drillings-Lage*
Alarm vom Stammtisch

tums“ beim Landwirtschaftsminister intervenierte, ebenso wie der Oberbürgermeister, der den Innerdeutschen Minister Franke in Bonn für die Sicherung der Lage in Hannover einspannte.

Und der örtliche Hotel- und Gaststättenverband argumentierte in einem Schreiben an den Bonner Wirtschaftsminister listig, die Angleichung der lüttjen Kornmenge an die Schankgefäßordnung käme nicht gerade der Verkehrssicherheit zugute.

Soviel heimatische Lobby stimmte den Mitte November, noch dazu in Hannover, tagenden Länderausschuß „Gesetzliches Maßwesen“ milde. Das Zentiliterglas wurde in die Reihe der zugelassenen Schankgefäße aufgenommen — allerdings nur mit Eichstrich, damit „die Verbraucher mit einem Blick die richtige Füllung des Glases beurteilen können“ (so das hannoversche Wirtschaftsministerium).

Und gnädig meint es auch der Berliner Albach, der keineswegs „Volks- und Brauchtum einfach so über den Haufen werfen“ will. Da Hannovers Gastwirte gleichzeitig mit den Stamperln auch die zur Lage gehörigen Biergläser austauschen müssen — der Füllstrich muß sich mindestens 20 Millimeter unter dem oberen Glasrand befinden —, will er den vorschriftsmäßigen Gläserbestand nicht gleich wieder kontrollieren, sondern setzt auf natürlichen Souvenir-Schwund.

Albach: „Allein im letzten Jahr verschwanden rund 80 000 Bier- und mehr als 25 000 Schnapsgläser.“



Lüttje Lage: Zack, zack in die Kneipe